

Lesensangelegenheiten – oder: *Reading Matters*

Ao. Univ.-Prof. Mag. Dr. Hugo Keiper:

Festvortrag anlässlich des zehnjährigen Verlagsjubiläums der edition keiper

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Freunde und Gönnerinnen! Liebe Anita!

Ich habe meinem Vortragstitel einen englischen Untertitel beigefügt, nicht, weil ich in erster Linie Anglist bin und dies auch signalisieren möchte, sondern weil dieses so nur im Englischen mögliche Wortspiel meine heutigen Überlegungen knapp auf den Punkt bringt: Lesen ist wichtig, sehr wichtig, und daher entsprechend ernst zu nehmen – >reading *matters*<; zum anderen aber möchte ich einige aus meiner Sicht besonders wesentliche Aspekte und Dimensionen des Lesens zur Sprache bringen, >reading *matters*< eben, in Form eher aperçuhafter Gedankensplitter und Beobachtungen zum Thema, wie es dem Rahmen angemessen scheint. Das Thema *Lesen* ist für ein Verlagsjubiläum zwar naheliegend, verdankt sich konkret aber einerseits dem langjährigen Motto des Verlags, einem Notat unseres geschätzten Autors Manfred Mixner: »Jeden Tag lesen. Buch und Welt, Dinge und Gedanken.« Zum anderen beschäftigt mich seit längerem ein Buchprojekt zum Thema Lesen, gedacht neben und noch vor der Fachwelt für eine allgemein interessierte Leserschaft, quasi als Summe einer fast 40-jährigen Beschäftigung mit dem Lesen und als Leser im Rahmen meiner beruflichen Tätigkeit als Literaturwissenschaftler und akademischer Lehrer.

Angesichts der buchstäblich unerschöpflichen Fülle und Vielschichtigkeit der Materie möchte ich vor allem zwei Aspekte in den Vordergrund rücken – ebenfalls naheliegend, gleichwohl eher selten reflektiert. Zum einen: Typen und Formen von Lesern und Leserinnen, und damit auch ihrer Lektüren, Lesestile und Bedürfnisse. Zum anderen die Frage, *was* wir eigentlich *wie* lesen, lesen sollten.

Auffallend ist hier zunächst, dass von begeisterten, überzeugten Lesern und Viellesern (ich *gendere* im Folgenden nicht konsistent, aus Zeit- und Übersichtsgründen, auch jedoch, weil ich ein entsprechendes Bewusstsein voraussetze), dass von sozusagen prototypischen Lesern also, im Allgemeinen und umgangssprachlich eher mit hintergründiger Ambivalenz, vielleicht sogar gutwilliger Despektierlichkeit die Rede ist – ganz abgesehen davon, dass Lesen in der allgemeinen Wahrnehmung ohnedies kaum als ernsthafte, geschweige denn fordernde Tätigkeit begriffen wird, schon gar bei der sogenannten arbeitenden Bevölkerung, dem *homo faber*. Es ist daher nicht wirklich überraschend, wenn von unsreinem als *Leseratten* und *Bücherwürmern* die Rede ist, als unersättlichen Leutchen, die einerseits zwar vielleicht – als *Büchernarren* – auch im Elfenbeinturm von Wolkenkuckucksheim beheimatet sein mögen, letztlich aber doch in der eher niederen Tierwelt; die Bücher wahllos verschlingen, mit ungezügelm Appetit in sich hineinfressen, usw., die somit vom eher gourmandhaften, ja vielfach dem nachgerade animalisch-obsessiven Aspekt der Einverleibung getrieben sind. Im Englischen nicht anders: dem eher neutralen *avid reader*, dem begeisterten Leser, steht der *voracious reader* gegenüber, der unersättliche Leser, assoziativ dem Vielfraß verwandt, der im Englischen nicht zufällig *glutton* heißt und folglich der Todsünde der Völlerei – *gluttony* bzw. *gula* – verfallen ist. Als idiomatische Entsprechung von Bücherwurm und Leseratte finden wir hier den >bookworm< – ebenfalls mit vielschichtigsten Assoziationen behaftet. Viel seltener ist hingegen die Rede vom wählerischen Leser, vom Leser als Gourmet.

All dies mag sich auf die Quantität und indirekt auch die Qualität des Einverleibten beziehen, aber auch auf Art und Stil des Lesens: Hier etwas rasch vertilgen, ohne besondere Wertschätzung für Kulinarik und Geschmack, oder gar unter bewusstem Verzicht darauf, wie auch auf gutes Durchkauen und bekömmliche, nachhaltige Verdauung, auf ein gedeihliches Ansetzen sozusagen. Dort die

kennerhaft genussvolle Nahrungsaufnahme des Feinschmeckers, jedes Häppchen genießend und auf der Zunge zergehen lassend, gut durchspeichelnd und quasi vorverdauend sich delectierend und labend.

Keine Frage, einem vor allem als Literaturverlag ausgerichteten Unternehmen wie der Edition Keiper ist letzteres lieber, letztlich auch näher, und ganz unverblümt *raison d'être* – dies jedenfalls die allgemeine, hochfliegende Erwartung der geeigneten Öffentlichkeit. Indes – ganz abgesehen davon, dass jedes Stück Literatur auf unterschiedlichste Weise rezipierbar ist – gibt es gute, ja existentielle Gründe, auch andere Segmente zu bedienen – gerade im Wissen um die vielfältigen Funktionen von Büchern und Texten, speziell aber auch des Lesens, und der damit einhergehenden Lesestile und -funktionen. Geboten scheint eine solche Offenheit des Zugangs aber auch mit Blick auf die breit geschichteten, vielfältigen und wechselnden Sensibilitäten und Bedürfnislagen jener, die dem Lesen heute noch (oder wieder) huldigen. Vor vielen Jahren, ich war ein literaturbegeisterter Halbwüchsiger, der sich gerne im Forum Stadtpark herumtrieb, hat mir Herbert Nichols-Schweiger, den ich damals als den Kulturjournalisten Bert Nichols kannte, in einem langen Zufallsgespräch über Literatur und ihre Funktionen eine wichtige Lehre auf den Weg gegeben, eine Einsicht, die ich bis heute hochhalte: Es gibt *per se* nicht gute und nicht schlechte Literatur: viel eher bedienen Texte, literarische Texte, wie immer man den Begriff fassen mag, unterschiedliche Sensibilitäten. Aus heutiger Sicht würde ich hinzufügen: sie bedienen zugleich wechselnde bzw. divergierende Erfordernisse, Erwartungshaltungen und Bedürfniskonstellationen – von Lesergruppen, aber auch individuellen Lesern. *Den* Leser als solchen gibt es nicht, noch viel weniger das Konstrukt des idealen Lesers, mit dessen Postulat die Literaturwissenschaft ihren im Allgemeinen ein wenig hochmütigen, elitären Schabernack zu treiben pflegt.

Bert Nichols' Hinweis half mir damals, zwischen meiner Begeisterung für James Joyce, Handke, Boccaccio, Camus und Shakespeare, aber auch meinem gelegentlichen, gleichermaßen intensiven Bedürfnis nach sogenannter Trivilliteratur wie Karl May oder gar – *horribile dictu!* – Jerry Cotton, Superman und Mickeymaus zu vermitteln – Schundliteratur, wie derlei Lesestoff gelegentlich immer noch genannt wird. Und bis heute bewahrt es mich gerade auch als Literaturwissenschaftler und -vermittler vor elitär-exklusiven Zugängen zur Literatur und einem verengten Literaturbegriff, was mir erlaubt, mich Marlowe, Shakespeare, Chaucer, Milton oder T.S. Eliot genauso überzeugt und hingebungsvoll zu widmen wie etwa den *lyrics* von Pop-Songs – ganz abgesehen davon, dass Shakespeare und Marlowe in ihrer Zeit ja Massenunterhaltung lieferten, nicht, oder nicht in erster Linie, bourgeoise Höhenkammliteratur, als die sie und ihresgleichen immer noch so gerne vereinnahmt werden, nicht zuletzt auch von sogenannten Experten. Höchste literarische, ja poetische Qualität und Massenappeal haben einander nie ausgeschlossen, wie umgekehrt weder elitäre Exklusivität noch Bestsellertauglichkeit mit Hang zum Linear-Transparenten jedermanns Sache sind, vor allem aber in beiden Fällen nicht unbesehen und wie selbstverständlich als Gütesiegel für höchste literarische Qualität oder aber zur Punzierung als trivial und kunstlos ge- und missbraucht werden dürfen. Und natürlich darf man beiderlei lesen, mit Vergnügen und Gewinn lesen, ohne sich zu disqualifizieren, und natürlich lese ich bis heute in meiner Freizeit gerne zum Beispiel Krimis (ich füge nicht einmal hinzu: sogenannte gute Krimis) und querbeet, zumal ja in meinem Fall, wie bei allen Berufslesern, die Lektüre etwa von Shakespeare und Consorten überwiegend an professionelle Verpflichtungen und Interessen gekoppelt ist und meist den Beigeschmack von Anstrengung und intensivem, verausgabendem Nachdenken und harter Arbeit am Text besitzt. *Variatio delectat!*

Man sollte daher vielleicht nicht zwischen Typen von Lesern bzw. Leserinnen unterscheiden, sondern zwischen Formen und Funktionen von Lektüre oder Lesestilen, die je unterschiedlichen Zwecken und Bedürfnissen dienen, ganz verschieden gelagerte Triebe stillen, obwohl klarerweise manche Leser in die eine oder die andere Richtung tendieren, den einen oder den anderen Zugang bevorzugen oder ihm ganz hingegeben sein mögen, sich vielleicht auch – möglicherweise auch nur nach außen, zur Wahrung des Gesichts sozusagen – zu einer solchen Prädilektion zwingen mögen. Mein Sohn, bevor er im Alter von knapp neun Jahren, damals prototypisch, den eben erscheinenden Harry-Potter-Büchern und sodann Tolkiens »Herrn der Ringe« verfiel, hatte zuvor selbst nur Lexika und ähnliche Sachtexte gelesen, wenngleich er sich Geschichten vorlesen hat lassen. Bis heute, längst erwachsen, hat er diese gesunde Mischung von Textsorten- und Lesebedürfnissen beibehalten.

So gibt es vielleicht auch nicht so sehr oberflächliche bzw. Querleser an sich, oder >langsame Leser<, Flucht- und Spannungsleser, Kompensations-, Unterhaltungs-, Bildungs- oder Repräsentationsleser, oder welche Bezeichnungen sonst man sich hat einfallen lassen, oder einem noch so einfielen in punkto Lesertypologie. Viel eher und angemessener sollte die Rede sein vom *Lesen* – vom Überfliegen, Querlesen, Skimmen, und Scannen, wenn es denn geboten scheint, oder vom Lesen zum Beispiel als Einlassen auf oder auch als Flucht in die Welt der Literatur, auf und in alternative, mögliche Welten und Wirklichkeiten; von Lektüre als ästhetischem Genuss, als mühe- oder lustvolle Aneignung fremder Welten, beide Prozesse einander keineswegs ausschließend; als Übung und Einübung in Empathie oder als stellvertretendes Erleben bzw. Surrogat anderer, sonst unzugänglicher, uns weitgehend verschlossener Lebensentwürfe, Weltansichten, Gefühlslagen und Mentalitäten. Je nach Neigung, Disposition, Situation, Bedarf und Bedürfnis verfügen wir alle, sofern wir des sogenannten sinnerfassenden Lesens mächtig sind, über verschiedenste Zugänge und Strategien der Dekodierung und Rezeption, der Auslegung, Tiefe und Intensität der Aneignung. Gerade auch die genaue Auseinandersetzung, das, was ich als *close reading*, oder besser: als philologisches Lesen bezeichnen würde und meinen Studierenden als Ideal der Textaneignung in unseren Fächern zu entwerfen und vorzuleben pflege, ist ganz und gar ein Privileg, ein soziales wie professionelles, wie ich nicht müde werde, hervorzuheben. Sich komplexen, meist kanonischen Texten mit voller Kraft und Konzentration ausgeruht hingeben zu können, damit aber auch die Tradition zu beleben und aufrecht zu erhalten, nicht zuletzt als Motor des Buchmarktes – all dies ist eine Bevorzugung durch das Leben, die man schätzen und derer man sich durch intensive Auseinandersetzung erkenntlich und würdig erweisen sollte. Wer nach einem langen, erschöpfenden Arbeitstag unter Aufbietung aller Kräfte sich solch komplexen und fordernden Texten zu widmen zuwege bringt, wie es manche Enthusiasten den Umständen zum Trotz gleichwohl schaffen, verdient unsere ganze Bewunderung.

Dies jedoch bringt mich zu meiner zweiten großen Frage am heutigen Abend:

Wie und was also sollen wir lesen? – einmal ganz allgemein gesprochen. Was sollen wir als Lehrer und Literaturvermittler jungen Menschen auf diesbezügliche Fragen antworten, oder als Rezensenten, Verleger, Autoren oder sonstige Fachleute ratsuchenden Lesern anempfehlen, zumal jenen, die es so richtig erst werden wollen? Die nicht postwendend die Freude verlieren oder sich überfordert sehen wollen? Gerade diesbezüglich wird auf dem medialen und akademischen Rummelplatz großmächtig fauler Zauber veranstaltet, der Tendenz nach jedenfalls. Um sich nur ja sichtbar von der Plebs abzuheben und als Eingeweihter, Intellektueller und sachverständiger Kulturmensch zu profilieren, dem nur das Feinste fein genug ist und Exklusivität bzw. Hyperkomplexität per se Programm und Pflicht sind; im Hype der Verkaufsslogans und Kampf um

Literaturpreise, Stipendien und Verkaufszahlen wird maßlose Einschüchterung und Selbsterhöhung betrieben, oder auch schlicht und einfach mit dem Ziel, Förderungen, Renommee und öffentliche Anerkennung zu lukrieren bzw. den angestammten Platz an den Futtertrögen zu behaupten.

In Wahrheit aber kann es auf diese Frage nur *eine* Antwort geben: Wir sollten lesen, was uns Freude macht und wie es uns Freude macht, Gewinn und Befriedigung verschafft. Dies ist zwar einerseits durchaus im Horazischen Sinne des *prodesse et delectare* gemeint, zweiteres aber, das Lustprinzip nämlich, soll und darf – je nach Sensibilität und speziellen Bedürfnissen – keineswegs zu kurz kommen, oder gar sich dem Zwang oktroyierter oder empfundener Verpflichtungen beugen, wie dies gerade im deutschsprachigen Feuilleton und zum Teil auch im Fach nach wie vor nach Kräften eingefordert und befördert wird, oftmals Bedeutung und Bedeutsamkeit findend, wo sie überwiegend im Auge des Kommentators liegt, häufig nach dem Prinzip: Lesen muss wehtun und darf keinesfalls ins Lesevergnügen abgleiten! Indes: Was dem einen *sîn Uhl*, ist dem andren *sîn Nachtigall*. Simmel zum Beispiel, oder aber Rilke. Wir sollten uns daher nicht hineinreden lassen in die Wahl unserer Lektüre und in unseren Umgang damit, wiewohl wir uns dankbar zeigen dürfen für Anregung und Leitung in einem immer unübersichtlicher werdenden Feld. Man begeben sich in eine >gutsortierte< Buchhandlung, mit ihren überbordenden Stapeln und vollgepackten Regalen überwiegend kurzfristig gehypten Lesestoffes, mit ihren gleichermaßen überforderten Kunden wie Verkäufern, und man wird wissen, was ich meine. Gleichwohl und gerade deswegen sollten wir uns nichts ein- oder ausreden lassen in diesem Bereich und letztlich dem hedonistischen Prinzip frönen, daher zum Beispiel kritisch prüfen, durch Anlesen und Stichproben, ob wir etwas wirklich kaufen und lesen wollen. Dies mag für den Augenblick gelten, unsere gegenwärtige Befindlichkeit und Bedürfnislage, oder auch für immer. Es ist allein unsere Zeit und Energie, die wir in die Lektüre eines Textes, in Dialog und Auseinandersetzung mit ihm investieren, weshalb allein wir die uneingeschränkte Verfügungsgewalt besitzen – und intuitiv wissen wir ja auch meist genau, was wir in einer gegebenen Situation aus dieser und jener Lektüre empfangen wollen. In der Regel jedenfalls wird uns der Text leiten, ihm auf die Spur zu kommen, ihn lieben und schätzen zu lernen, das für uns Beste daraus zu machen, im Laufe einer solchen Auseinandersetzung zunehmend zum Beispiel auch ein Sensorium für Feinheiten auch der Form zu entwickeln. Wir dürfen ihn aber auch aus der Hand legen, für den Augenblick oder immerdar, wenn wir uns enttäuscht, unwohl oder unzufrieden damit fühlen.

Man braucht sich für keine Lektüre zu schämen, es ist aber auch OK, ein Buch, selbst ein vielgelobtes oder dringend Anempfohlenes, nach einigem Blättern und Anlesen nicht zu kaufen oder, einmal heimgebracht, es wieder wegzulegen, wie es mir zum Beispiel neulich mit der hoch gepriesenen Elena Ferrante erging: ganz nett geschrieben, fand ich beim Hineinlesen, aber doch recht geschwätzig, in meiner Wahrnehmung, für mich jedenfalls nicht hinreichend vielversprechend, meine zusehends schwindende Lebenszeit etwa tausend Seiten dieser Materie zu opfern. Dann schon lieber noch zwanzig Mal um ein Sonett von Shakespeare ringen, um die wahrhaftig unausschöpfbaren *Duineser Elegien*, oder um eine Passage in Miltons *Paradise Lost* oder bei Joyce oder Virginia Woolf. Oder aber Tolkien, *Game of Thrones*, Agatha Christie oder einen nervenzerfetzenden Thriller lesen. Solches sollte meines Erachtens zumindest für den Freizeitleser gelten dürfen, auch den in mir, der vom reinen, ungezwungenen Interesse an Texten und Literatur bewegt oder getrieben ist. Lesen als Zwang und Muss bis zum Überdruß gehört allenfalls in die Sphäre professionellen Lesens – wozu indes ebenfalls viel zu bemerken wäre und letztlich auch die Frage gestellt werden darf: Muss ich als Profi jeden Unsinn lesen oder mich zwingen, alles und jedes genau und bis zum bitteren Ende zu lesen, wenn es mir noch so dröge, trivial und unergiebig erscheinen mag? Zumal angesichts der

zusehends unüberblickbar werdenden Flut von Publikationen, und muss ich so tun, als hätte ich alles gelesen? Oder verstanden! Entwickeln auch Sie soweit als möglich Ihre eigene, unabhängige Urteilskraft und verlassen Sie sich auf Ihren solcherart gebildeten Geschmack.

Wenn wir – zurück beim interesse- und lustgeleiteten Hobbyleser – Hilfestellung zur Lektüre suchen, wenn uns dies der Mühe wert erscheint, können wir diese auf vielfältige Weise gewinnen, durch Sekundärliteratur und Erläuterungen bzw. Annotationen, durch Fragen an >Eingeweihte<, die zahlreichen Literatursendungen in Funk und Fernsehen, ja selbst und gerade im Internet (nicht zuletzt auch etwa durch die Leserrezensionen auf Amazon). Doch sollten wir vorsichtig sein und nicht alles glauben: Viele Bücher und Texte werden schöngequatscht oder -geschrieben, aus welchen Gründen auch immer, andere werden ignoriert oder heruntergemacht, nicht immer sachlich nachvollziehbar und wohlbegründet. Viele Interpreten, nicht nur im Web, sind Lohnschreiber oder neigen zu mehr oder weniger subtilen Machtspielen, trachten nach diskursiver Hegemonie und Deutungshoheit auf den Schlachtfeldern kultureller Bedeutungszuschreibung, ob es sich nun um Rezensenten aller Art oder Literatur- bzw. Kulturwissenschaftler handelt, vielfach erstaunlich abgehoben von den tatsächlichen Qualitäten der besprochenen Texte. Und gerade in den letzten paar Jahrzehnten ist in der Fachwissenschaft, überschwappend ins Feuilleton, so viel jargonhafter und kaum durchdachter, schlecht oder nebulös argumentierter Unsinn geschrieben worden, dass man sich angesichts solch vorgeblich virtuoser Dialektik und wabernder Dekonstruktion im Strudel diverser Postismen auch als theorieaffiner Fachmann mit Grausen wendet. Aber kein Wunder: wer den *common sense* zum Erzfeind erklärt, wie dies seit den 1980ern vielfach geschehen und mittlerweile nachgerade zum guten Ton geworden ist, wird ihn mit den Jahren auch verlieren und damit zugleich auch die Wissenschaftlichkeit der Methodik, die strenge Belegbarkeit am Text und Nachvollziehbarkeit der Argumentation. Nur allzu oft frage auch ich mich: Was will mir der Kollege damit sagen? Hat er mir überhaupt etwas zu sagen, etwas Eigenes, Substantielles, Neues, Zweckdienliches?

Keine Frage: Wenn man verstehen will, genau und adäquat verstehen will, muss man sich oftmals mühen, als Laie wie Fachmann, und sich nötigenfalls genau informieren, worum es jeweils wie geht. Aber wenn diese Mühe am Ende gleichwohl den Kaiser ohne Kleider zum Vorschein bringt, oder es einem so scheinen will, sollte man dies auch illusionslos zur Kenntnis nehmen und sich nichts vormachen lassen vom präventiösen Wortgeschwurbel oder gar die Schuld nur bei sich selbst suchen. Im Gegenteil: man sollte einfach aufhören, alles zu schlucken, und laut schreien: »Da steht er, nackt und missraten, wie der Diskurs ihn schuf!«

Kein Satz war literaturdidaktisch je verhängnisvoller als die notorische, nur scheinbar überwundene Frage: »Was will uns der Dichter damit sagen?«, die ja in der Regel eine rhetorische ist und nur besagt, dass der Lehrer (oder Kommentator), als Autorität und vorgeblicher Gewährsmann, uns gleich mitzuteilen gedenkt, was ER glaubt, dass uns der Autor damit sagen will (oder sollte). Und in mehr oder minder geschickt verklausulierter, verkappter Form hat sich bis heute wenig geändert an dieser Neigung zu didaktischen, akademischen oder medialen Machtspielen und diskursiven Winkelzügen.

Es gäbe noch vieles zu sagen zum Thema, Wichtiges und Grundlegendes, auch so manches vielleicht ganz Unbekannte oder Überraschende. Mit Blick auf die Uhr muss ich all dies für heute freilich in der Sphäre der Andeutung belassen. In meinem projektierten Buch stelle ich mir allerdings die Aufgabe, einer Fülle von weiteren Grundfragen des Lesens und seiner Grundlagen in ihren vielfältigen Aspekten und Dimensionen genauer nachzugehen.

